

Zitierhinweis

Kaiser, Michael: Rezension über: Christine Maes, Adelige Frauen der Renaissance auf der Suche nach Freundschaft und Liebe. Die Töchter Herzog Wilhelms V. von Jülich-Kleve-Berg im Briefwechsel mit Margaretha von der Marck-Arenberg, Goch: Pagina Verlag, 2016, in: Geschichte in Köln. Zeitschrift für Stadt- und Regionalgeschichte, 64 (2017), S. 342-345, DOI: 10.15463/rec.reg.67085170

First published: Geschichte in Köln. Zeitschrift für Stadt- und Regionalgeschichte, 64 (2017)



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinaus gehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

Buß-, Fasten-, Bet- und Danktagsordnung vom 12. Juli 1546. Sie ist offenbar nur einer Handschrift überliefert, ein Druck wird nicht angegeben (S. 41–46). Dagegen sind die beiden Dokumente, die für die Reformation Gebhards Truchsess zu Waldburg stehen, der Forschung bereits bekannt. Das Edikt zur evangelischen Religionsausübung vom 16. Januar 1583 liegt in zwei gedruckten Fassungen vor, die mehrfach aufgelegt wurden; eine handschriftliche Vorlage lässt sich augenscheinlich nicht mehr auffinden. Das gilt auch für das sogenannte »Ausschreiben« zur freien Religionsausübung, datiert vom 10. März 1583, für das ebenfalls mehrere Drucke vorliegen. Allerdings wird das »Ausschreiben« nur in den Auszügen vorgestellt, die die Freistellung der evangelischen Zeremonien begründen und erläutern. Die Texte von 1583 sind nicht nur schon bekannt und breit rezipiert worden, beide sind auch als Digitalisate frei verfügbar. Gebhard Truchsess bezog sich in seinen Texten auf die Kirchenordnung seines Vorgängers Hermann von Wied (S. 39), der 1543 von Martin Bucer das sogenannte »Einfältige Bedenken« hatte erarbeiten lassen. Dieser zentrale Text für die Kölner Reformationsversuche ist hier nicht aufgenommen: Seine übergroße Länge wie die wissenschaftliche Aufarbeitung in der Bucer-Edition der Heidelberger Akademie sprachen dagegen, zeigen aber noch einmal die Begrenzungen einer nur gedruckten Edition auf.

Das kurkölnische Beispiel verweist aber noch auf eine andere Dimension. Besonders der erste Reformationsversuch unter Hermann von Wied lässt sich nicht ohne die konkurrierenden Ansätze des Domkapitels verstehen, dessen konzeptioneller Kopf Johannes Gropper war. Schon Wieds Ansätze waren im Vergleich zu anderen Reformationen durchaus gemäßigt, was sich durch die Auseinandersetzung mit den Gropperschen Ideen erklärt, sicher auch durch die Nähe zu den Vereinigten Herzogtümern und deren ausgesprochen ausgleichende Reformbemühungen. Letztlich stand das Erzstift vor der Frage: Reformation oder altgläubige Reformen, vielleicht auch Wied (oder Bucer) contra Gropper? Dieses Wechselspiel zwischen sachten Reformern und konsequenteren Reformatoren lässt sich nur schwer nachvollziehen, wenn der Fokus allein auf der neugläubigen, evangelischen Seite liegt. Für Territorien, deren Weg in die Reformation ungleich geradliniger war, ist das Editions-konzept der evangelischen Kirchenordnungen zuträglich; das Kölner Beispiel hingegen zeigt dessen allzu starke Engführung.

Michael Kaiser, Köln/Bonn

Christine Maes: Adelige Frauen der Renaissance auf der Suche nach Freundschaft und Liebe. Die Töchter Herzog Wilhelms V. von Jülich-Kleve-Berg im Briefwechsel mit Margaretha von der Marck-Arenberg (Jülicher Forschungen 10/Montanus – Schriftenreihe zur Lokal- und Regionalgeschichte in Leverkusen 15), Goch: Pagina Verlag 2016, 224 S., zahlr. s/w- und farb. Abb., 19,80 Euro.

Der Titel kann leicht in die Irre führen. Denn das Thema dieses Buches ist hochpolitisch, wie es nicht anders sein kann, wenn es um Heiratsprojekte auf der Ebene regierender Fürstenhäuser geht. Dies gilt um so mehr, wenn die Töchter Herzog Wilhelms V. von Jülich-Kleve-Berg im Mittelpunkt stehen. Dieser Fürst herrschte im 16. Jahrhundert über

einen Territorienkomplex mit dem Herrschaftsmittelpunkt am Niederrhein, der ihn zu einem der einflussreichsten Reichsfürsten seiner Zeit machte. Eine seiner vier Töchter zu heiraten, musste als höchst erstrebenswert gelten. Denn die Nachfolge in den Vereinigten Herzogtümern wurde im Laufe der Jahre immer ungewisser: Der erstgeborene Sohn Karl Friedrich verstarb früh, und Johann Wilhelm, der zweite Sohn, war nicht nur geisteskrank, sondern blieb auch ohne Nachkommen. Heiratsverbindungen nach Jülich-Kleve nährten also die Hoffnung, im gar nicht so unwahrscheinlichen Erbfall zum Zug kommen zu können.

Dieser Hintergrund bildet den politischen Kontext des Buchs, die gewählte Perspektive ist jedoch eine ganz andere. Protagonisten sind die vier Töchter Wilhelms V., nämlich Maria Eleonore, Anna, Magdalena und Sibylle, die mit der (später gefürsteten) Gräfin Margaretha von der Marck-Arenberg über lange Jahre eine intensive Korrespondenz pflegten. Diese Briefschaften, die die Materialbasis für die Untersuchung bilden, entstammen vor allem dem Arenberg-Archiv in Edingen. In diesem Privatarchiv sind über 900 Briefe aufbewahrt, die die Beziehungen zum jülich-klevischen Herzogshaus dokumentieren; neben Korrespondenzen mit Wilhelm V. sind dies vor allem Schreiben zwischen den herzoglichen Töchtern und Margaretha. Seit Beginn der 1570er-Jahre setzten diese Korrespondenzen ein und zogen sich über lange Jahre hin, wenn auch mit unterschiedlicher Intensität. Während es von Anna lediglich 38, von Maria Eleonore 48 und von Magdalena 87 Briefe gab, war der Briefkontakt zwischen der jüngsten Tochter Sibylle und Margaretha mit 234 Briefen am intensivsten (siehe das Quellenverzeichnis S. 113).

Dies verwundert nicht, da der Anlass für diesen Briefwechsel ein Heiratsprojekt zwischen Sibylle und Margarethas Sohn Karl von Arenberg war. Bereits Ende 1574 hatte Margaretha die Idee entwickelt, die letztlich gut zehn Jahre lang den Jülicher Hof beschäftigen sollte, bis im Sommer 1585 Herzog Wilhelm diesen Plänen eine endgültige Absage erteilte. Der nachgezeichnete Verlauf dieser letztlich gescheiterten Verbindung ist das narrative Kernstück der Studie und macht auch den Hauptteil des Buches aus (S. 59–121). Treibende Kraft war ohne Zweifel Margarethe von der Marck-Arenberg. Denn in ihren Augen beförderte die Verheiratung ihres Sohnes mit einer Tochter Wilhelms V. den weiteren Aufstieg des Hauses Arenberg. Schnell stieß sie allerdings auf Widerstand. Philipp II., König von Spanien und auch Herrscher in den Niederlanden, äußerte sich negativ – ein wichtiges Votum, da die Arenberger zur Habsburger Klientel gehörten. Nicht nur die spanischen Habsburger, auch die österreichischen konnten der Idee nicht viel abgewinnen; die kaiserliche Antwort war letztlich negativ. Neben dem Rangunterschied zwischen den erst 1509 zu Grafen erhobenen Herren von Arenberg und dem Herzogshaus Jülich-Kleve standen vor allem konfessionelle Bedenken im Raum. Sibylle, die wie ihre Schwestern auch protestantisch war, war jedoch bereit, für die Heirat mit Karl von Arenberg zu konvertieren. Dies alles reichte aber nicht, die machtpolitischen Intrigen am jülich-klevischen Hof zu konterkarieren. Andere Reichsfürsten, allen voran das Haus Bayern, schalteten sich ein, dazu gab es erhebliche Vorbehalte unter den jülich-klevischen Räten.

Das zehnjährige Hin und Her ging letztlich auf Herzog Wilhelm V. zurück, der in der Verheiratungsfrage lavierte. Ihm schiebt Christine Maes auch die Schuld für das zermürbende Ränkespiel zu, für das am Ende seine eigene Tochter den Preis zahlen musste:

Sie war die Leidtragende, da sie ja, wie sie es später einmal selbst formulierte, ihr Herz an Karl von Arenberg verschenkt hatte (S. 113). Wie sehr diese Heirat für sie tatsächlich eine Herzensangelegenheit war, zeigte nicht zuletzt ihre Bereitschaft, zum katholischen Glauben zu wechseln (S. 64). Am Ende willigte sie doch in die ungeliebte Verbindung mit dem Markgrafen von Burgau ein; sie musste dann den Niedergang ihres Herrscherhauses miterleben und führte letztlich ein verbittertes Leben bis zu ihrem Tod im Jahr 1628.

Allerdings wird man auch bedenken müssen, dass nicht nur der Herzog das Lebensglück seiner Tochter auf Spiel gesetzt hat. Auch Margaretha von der Marck-Arenberg hatte ihren Anteil daran, galt ihr Engagement doch nicht dem Glück der beiden jungen Leute, sondern allein dem Ruhm des eigenen Hauses. Die Verbindung ihres Sohnes Karl mit Sibylle war auch für sie nur ein Mittel der dynastischen Politik. Als die Verheiratung mit Sibylle nicht klappte, hat sie ohne Umschweife einen Alternativplan umgesetzt und die Verbindung Karls mit Anne von Croy ins Werk gesetzt (S. 115). Sie musste auch so handeln, nicht zuletzt da ihr Mann Johann von Ligne 1568 im Kriegsdienst gefallen war und sie nun als regierende Fürstin die Politik ihres Haus bestimmen musste. Wie erfolgreich sie das tat, zeigte die Studie bereits im ersten Teil, wo unter dem Stichwort »Adlige Ehen« nicht zuletzt die Fürstenverbindungen als politisches Mittel vorgestellt werden.

Wie sehr Politik eben auch mittels Korrespondenzen gestaltet wurde, wird nochmals im dritten Teil der Studie ausgeführt. Unter dem Schlagwort »Aspekte im Leben adliger Frauen« wird zudem der Briefverkehr als »wichtiges Kriterium der Freundschaftspflege« erläutert. Weitere Abschnitte widmen sich verschiedenen Lebensphasen der Frauen am Hof, thematisieren aber auch die machtpolitischen Mechanismen am Hof und ebenso den politischen Einfluss der Frauen ebenda. Alles dies wird mit intensiven Zitaten aus den Briefen von und an Margaretha von der Marck-Arenberg ausgeführt, sodass ein ausgesprochen anschauliches und lebendiges Bild der politischen Vorgänge am Niederrhein des 16. Jahrhunderts entsteht. Das Besondere ist dabei, dass dieses fast ausschließlich aus weiblicher Perspektive gewonnen wird.

Schwierig bleibt jedoch insgesamt die Klassifizierung dieser Korrespondenzen adliger Frauen. Die Briefe als »privat« zu bezeichnen, appliziert eine moderne Kategorie, die wenig für eine adäquate Bewertung hilft (S. 15). Privat im modernen Sinn ist fast nichts, was in den hier benutzten Briefen angesprochen ist. Denn gerade auch Krankheiten und Geburten waren wichtig für den Zustand einer Dynastie, die wiederum entscheidend war für das politische Wirken im vormodernen Fürstenstaat. Selbst das Kriterium der Vertrautheit, die mit dem Begriff der Privatheit assoziiert wird, hat es kaum gegeben: Briefe waren nicht so geheim, wie man heutzutage unterstellen mag. Allenfalls bei sogenannten Handbriefen mag dies der Fall gewesen sein, doch inwieweit es sich hier um solche handelte, wird nicht klar. Besser ist es, anstelle des Privaten das Persönliche der Briefschaften zu betonen; hier hilft aber auch schon der Begriff der Selbstzeugnisse, den die Autorin einführt (ebd.). Schließlich ist auch der Freundschaftsbegriff zu sehr mit modernen Assoziationen verknüpft.

Die Arbeit selbst stammt aus dem Jahr 1998; damals als Staatsarbeit in Belgien entstanden, ist sie für die Publikation aus dem Flämischen übersetzt worden. Auch die Literatur ist auf dem Stand von 1998 stehengeblieben, später erschienene wichtige

Forschungen wurden nicht mehr berücksichtigt. Damit sind einige Aussagen so nicht mehr haltbar; die Klage etwa, dass hochadlige Frauen ungeachtet aufblühender Gender-Studies von der Forschung kaum wahrgenommen werden (S. 12), muss mittlerweile deutlich relativiert werden. Allein die zahlreichen Publikationen von Katrin Keller haben das Bild der Frau des Hochadels in der Frühmoderne erheblich erweitert. Für das vormoderne Verständnis von Freundschaft sind jetzt zudem die Arbeiten von Klaus Oschema heranzuziehen.

Diese Einschränkungen können aber den Wert der Publikation nicht wirklich schmälern. Der Autorin wie auch den beiden involvierten Geschichtsvereinen ist die Mühe hoch anzurechnen, dieses Werk übersetzt und veröffentlicht zu haben. Zum einen wird ein bislang unbekannter Quellenbestand für die politischen Verhältnisse des Rheinlands im späten 16. Jahrhundert intensiv ausgewertet. Zum anderen werden hier die menschlichen Tragödien, die dem System dynastischer Verheiratungen inhärent waren, in anschaulicher und auch bedrückender Weise gezeigt. Es wird überaus deutlich, welchen großen persönlichen Preis hochadlige Frauen für die dynastische Rason zu bezahlen hatten.

Michael Kaiser, Köln/Bonn

Helmut Heckelmann: Maria Clementine Martin (1775–1843). Ordensfrau, »Quacksalberin«, Unternehmerin (Forschungen zur Volkskunde, Heft 62), Münster: Verlag Monsenstein & Vannerdat, 2015, 333 S., zahlr. Abb., 18,50 Euro.

Fast jeder kennt sie: Die drei Nonnen in einem der Gotik nachempfundenen Fenster – das Logo der Firma Klosterfrau. Deren Gründung geht auf die Nonne Maria Clementia Martin zurück, die in Köln seit 1825 Kölnisch Wasser anbot und nachweislich seit 1827 einen Karmeliter-Geist selbst herstellte und verkaufte. Die Legenden um diese Nonne und die Heilkunst bringt Helmut Heckelmann mit seiner Biographie kräftig ins Wanken. Die an der rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Regensburg vorgelegte Doktorarbeit des Rechtsanwaltes Heckelmann widmet sich zunächst der Herkunft seiner Protagonistin aus einer armen Soldatenfamilie. Im Jahr 1792 trat Clementine Martin in das Kloster der Annunciaten in Coesfeld ein, das nach dem Reichsdeputationshauptschluss aufgelöst wurde, die Nonnen fanden in Glane bei Gronau Unterschlupf. Nachdem dieses Kloster von der französischen Verwaltung ebenfalls aufgelöst wurde, verliert sich die Spur der Clementia Martin, was für ihre spätere Legendenbildung von Bedeutung ist, da sie beschreibt, sie hätte in dem Karmeliterkloster in Brüssel ihr Wissen über den heilenden Melissegeist erworben. Heckelmann findet für diesen Aufenthalt keine Beweise. 1821 tauchte Maria Martin in Münster auf und versuchte ein »Heilwasser« an den Mann und die Frau zu bringen, doch war ihr wegen »medizinischer Puscherei und Quacksalberei« die Behandlung von Krebs- und Fistelschäden untersagt worden. Mehr Glück hatte sie damit in Köln, wo sie ab 1827 den Carmelitergeist produzierte, der sich in Zukunft als gewinnbringendes Produkt erwies und die Grundlage es Unternehmens wurde.